Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 38. Bromberg, den 12. Oktober 1922.

Aquis submersus.

Novelle von Theodor Storm.

(Schluß.)

So war sie allmählich näher kommen, ohne meiner zu gewahren; dann kniete sie nieder an einem Streifen Moos, der unter den Büschen hinlief; doch ihre Hände pflückten nicht davon; sie ließ das Haupt auf ihre Brust sinken, und es war, als wolle sie nur ungesehen vor dem Kinde in ihrem Leide ausruhen.

Da rief ich leise: „Katharina!"

Sie blickte auf; ich aber ergriff ihre Hand und zog sie gleich einer Willenlosen zu mir unter den Schatten der Büsche. Doch als ich sie endlich also nun gefunden hatte und keines Wortes mächtig vor ihr stand, da sahen ihre Augen weg von mir, und mit fast einer fremden Stimme sagte sie: „Es ist nun einmal so, Johannes! Ich wußte wohl, du seiest der fremde Maler; ich dachte nur nicht, daß du heute kommen würdest."

Ich hörete das, und dann sprach ich es aus: „Katharina, — — — so bist du des Predigers Eheweib?"

Sie nickte nicht; sie sah mich starr und schmerzlich an. „Er hat das Amt dafür bekommen," sagte sie, „und dein Kind den ehrlichen Namen."

„Mein Kind, Katharina?"

„Und fühltest du das nicht? Er hat ja doch auf deinem Schoß gesessen; einmal doch, er selbst hat es mir erzählet."

Möge keines Menschen Brust ein solches Weh zerfleischen! — „Und du, du und mein Kind, ihr solltet mir verloren sein!"

Sie sah mich an, sie weinte nicht, sie war nur gänzlich totenbleich.

„Ich will das nicht", schrie ich; „ich will..." Und eine wilde Gedankenjagd rasete mir durchs Hirn.

Aber ihre kleine Hand hatte gleich einem kühlen Blatte sich auf meine Stirn gelegt, und ihre braunen Augensterne aus dem blassen Antlitz sahen mich flehend an. „Du, Johannes," sagte sie, „du wirst es nicht sein, der mich noch elender machen will."

„Und kannst denn du so leben, Katharina?"

„Leben? — — Es ist ja doch ein Glück dabei; er liebt das Kind; — was ist denn mehr noch zu verlangen?"

„Und von uns, von dem, was einst gewesen ist, weiß er denn?"

„Nein, nein!" rief sie heftig. „Er nahm die Sünderin zum Weibe; mehr nicht. O Gott, ist's denn nicht genug, daß jeder neue Tag ihm angehört!"

In diesem Augenblicke tönete ein zarter Gesang zu uns herüber. — „Das Kind", sagte sie. „Ich muß zu dem Kinde; es könnte ihm ein Leids geschehen!"

Aber meine Sinne zieleten nur auf das Weib, das sie begehrten. „Bleib doch!" sagte ich. „Es spielet ja fröhlich dort mit seinem Moose."

Sie war an den Rand des Gebüsches getreten und horchete hinaus. Die goldene Herbstsonne schien so warm hernieder, nur leichter Hauch kam von der See herauf. Da höreten wir von jenseit durch die Weiden das Stimmlein unseres Kindes singen:

„Zwei Englein, die mich decken,
Zwei Englein, die mich strecken,
Und zweie, so mich weisen
In das himmlische Paradeisen."

Katharina war zurückgetreten, und ihre Augen sahen groß und geisterhaft mich an. „Und nun leb' wohl, Johannes", sprach sie leise; „auf Nimmerwiedersehen hier auf Erden!"

Ich wollte sie an mich reißen; ich streckte beide Arme nach ihr aus; doch sie wehrete mich ab und sagte sanft: „Ich bin des anderen Mannes Weib; vergiß das nicht!"

Mich aber hatte auf diese Worte ein fast wilder Zorn ergriffen. „Und wessen, Katharina," sprach ich hart, „bist du gewesen, ehebevor du sein geworden?"

Ein weher Klagelaut kam aus ihrer Brust. Sie schlug die Hände vor ihr Angesicht und rief: „Wehe mir! O wehe, mein entweihter armer Leib!"

Da wurd' ich meiner schier unmächtig; ich riß sie jäh an meine Brust, ich hielt sie wie mit Eisenklammern und hatte sie endlich, endlich wieder! Und ihre Augen sanken in die meinen, und ihre roten Lippen duldeten die meinen; wir umschlangen uns inbrünstiglich; ich hätte sie töten mögen, wenn wir also miteinander hätten sterben können. Und als dann meine Blicke voll Seligkeit auf ihrem Antlitz weideten, da sprach sie, fast erstickt von meinen Küssen: „Es ist ein langes, banges Leben! O Jesu Christ, vergib mir diese Stunde!"

Es kam eine Antwort, aber es war die harte Stimme jenes Mannes, aus dessen Munde ich itzt zum ersten Male ihren Namen hörte. Der Ruf kam von drüben aus dem Predigergarten, und noch einmal und härter rief es: „Katharina!"

Da war das Glück vorbei; mit einem Blicke der Verzweiflung sahe sie mich an; dann stille wie ein Schatten war sie fort.

Als ich in die Küsterei trat, war auch schon der Küster wieder da. Er begann sofort von der Justifikation der armen Hexe auf mich einzureden. „Ihr haltet wohl nicht viel davon," sagte er, „sonst wäret Ihr heute nicht aufs Dorf gegangen, wo der Herr Pastor gar die Bauern und ihre Weiber in die Stadt getrieben."

Ich hatte nicht die Zeit zur Antwort; ein gellender Schrei durchschnitt die Luft; ich werde ihn leblang in den Ohren haben.

„Was war das, Küster?" rief ich.

Der Mann riß ein Fenster auf und horchete hinaus; aber es geschah nichts weiter. „So mir Gott," sagte er, „es war ein Weib, das so geschrien hat; und drüben von der Priesterkoppel kam's."

Indem war auch die alte Trienke in die Tür gekommen. „Nun, Herr?" rief sie mir zu. „Die Leichlaken sind auf des Pastors Dach gefallen!"

„Was soll das heißen, Trienke?"

„Das soll heißen, daß sie des Pastors kleinen Johannes soeben aus dem Wasser ziehen."

Ich stürzete aus dem Zimmer und durch den Garten auf die Priesterkoppel; aber unter den Weiden fand ich nur das dunkle Wasser und Spuren feuchten Schlammes daneben auf dem Grase. Ich bedachte mich nicht, es war ganz wie von selber, daß ich durch das weiße Pförtchen in des Pastors Garten ging. Da ich eben ins Haus wollte, trat er selber mir entgegen.

Der große knochige Mann sah gar wüste aus; seine Augen waren gerötet, und das schwarze Haar hing wirr ihm ins Gesicht. „Was wollt Ihr?" sagte er.

Ich starrete ihn an; denn mir fehlete das Wort. Was wollte ich denn eigentlich?

„Ich kenne Euch!" fuhr er fort. „Das Weib hat endlich alles ausgeredet."

Das machte mir die Zunge frei. „Wo ist mein Kind?" rief ich.

Er sagte: „Die beiden Eltern haben es ertrinken lassen."

„So laßt mich zu meinem toten Kinde!"

Allein, da ich an ihm vorbei in den Hausflur wollte, drängete er mich zurück. „Das Weib", sprach er, „liegt bei dem Leichnam und schreit zu Gott aus ihren Sünden. Ihr sollt nicht hin, um ihrer armen Seelen Seligkeit!"

Was dermalen selber ich gesprochen, ist mir schier vergessen; aber des Predigers Worte gruben sich in mein Gedächtnis. „Höret mich!" sprach er. „So von Herzen ich Euch hasse, wofür dereinst mich Gott in seiner Gnade wolle büßen lassen, und Ihr vermutendlich auch mich, — noch ist eines uns gemeinsam. — Geht itzo heim und bereitet eine Tafel oder Leinewand! Mit solcher kommet morgen in der Frühe wieder und malet darauf des toten Knaben Antlitz. Nicht mir oder meinem Hause; der Kirchen hier, wo er sein kurz unschuldig Leben ausgelebet, möget Ihr das Bildnis stiften. Mög' es dort die Menschen mahnen, daß vor der knöchern Hand des Todes alles Staub ist!"

Ich blickte auf den Mann, der kurz vordem die edle Malerkunst ein Buhlweib mit der Welt gescholten; aber ich sagte zu, daß alles so geschehen möge. — —

Daheim indessen wartete meiner eine Kunde, so meines Lebens Schuld und Buße gleich einem Blitze jählings aus dem Dunkel hob, so daß ich Glied um Glied die ganze Kette vor mir leuchten sahe.

Mein Bruder, dessen schwache Konstitution von dem abscheulichen Spektakul, dem er heute assistieren müssen, hart ergriffen war, hatte sein Bette aufgesucht. Da ich zu ihm eintrat, richtete er sich auf. „Ich muß noch eine Weile ruhen", sagte er, indem er ein Blatt der Wochenzeitung in meine Hand gab. „Aber lies doch dieses! Da wirst du sehen, daß Herrn Gerhardus' Hof in fremde Hände kommen, maßen Junker Wulf ohn' Weib und Kind durch eines tollen Hundes Biß gar jämmerlichen Todes verfahren ist."

Ich griff nach dem Blatte, das mein Bruder mir entgegenhielt; aber es fehlte nicht viel, daß ich getaumelt wäre. Mir war's bei dieser Schreckenspost, als sprängen des Paradieses Pforten vor mir auf; aber schon sahe ich am Eingange den Engel mit dem Feuerschwerte stehen, und aus meinem Herzen schrie es wieder: O Hüter, Hüter, war dein Ruf so fern! — — Dieser Tod hätte uns das Leben werden können; nun war's nur ein Entsetzen zu den andern.

Ich saß oben auf meiner Kammer. Es wurde Dämmerung, es wurde Nacht; ich schaute in die ewigen Gestirne, und endlich suchte auch ich mein Lager. Aber die Erquickung des Schlafes ward mir nicht zuteil. In meinen erregten Sinnen war es mir gar seltsamlich, als sei der Kirchturm drüben meinem Fenster nah gerückt; ich fühlte die Glockenschläge durch das Holz der Bettstatt dröhnen, und ich zählete sie alle die ganze Nacht entlang. Doch endlich dämmerte der Morgen. Die Balken an der Decke hingen noch wie Schatten über mir, da sprang ich auf, und ehbevor die erste Lerche aus den Stoppelfeldern stieg, hatte ich allbereits die Stadt im Rücken.

Aber so frühe ich auch ausgegangen, ich traf den Prediger schon auf der Schwelle seines Hauses stehen. Er geleitete mich auf den Flur und sagte, daß die Holztafel richtig angelanget, auch meine Staffelei und sonstiges Malergerät aus dem Küsterhause herübergeschaffet sei. Dann legte er seine Hand auf die Klinke einer Stubentür.

Ich jedoch hielt ihn zurück und sagte: „Wenn es in diesem Zimmer ist, so wollet mir vergönnen, bei meinem schweren Werk allein zu sein!"

„Es wird Euch niemand stören", entgegnete er und zog die Hand zurück. „Was Ihr zur Stärkung Eures Leibes bedürfet, werdet Ihr drüben in jenem Zimmer finden." Er wies auf eine Tür an der anderen Seite des Flures; dann verließ er mich.

Meine Hand lag itzund statt der des Predigers auf der Klinke. Es war totenstill im Hause; eine Weile mußte ich mich sammeln, bevor ich öffnete.

Es war ein großes, fast leeres Gemach, wohl für den Konfirmandenunterricht bestimmt, mit fa[illegible]ten Wänden; die Fenster sahen über öde Felder nach dem fernen Strand hinaus. Inmitten des Zimmers aber stund ein weißes Lager aufgebahret. Auf den Kissen lag ein bleiches Kinderangesicht; die Augen zu; die kleinen Zähne schimmerten gleich Perlen aus den blassen Lippen.

Ich fiel an meines Kindes Leiche nieder und sprach ein brünstiglich Gebet. Dann rüstete ich alles, wie es zu der Arbeit nötig war; und dann malte ich: — rasch, wie man die Toten malen muß, die nicht zum zweitenmal dasselbig Antlitz zeigen. Mitunter wurd' ich wie von der andauernden großen Stille aufgeschrecket; doch wenn ich innehielt und horchte, so wußte ich bald, es sei nichts gewesen. Einmal auch war es, als drängen leise Odemzüge an mein Ohr. — Ich trat an das Bette des Toten, aber da ich mich zu dem bleichen Mündlein niederbeugete, berührte nur die Todeskälte meine Wangen.

Ich sahe um mich; es war noch eine Tür im Zimmer; sie mochte zu einer Schlafkammer führen, vielleicht daß es von dort gekommen war! Allein so scharf ich lauschte, ich vernahm nichts wieder; meine eigenen Sinne hatten wohl ein Spiel mit mir getrieben.

So setzete ich mich denn wieder, sahe auf den kleinen Leichnam und malete weiter; und da ich die leeren Händchen ansahe, wie sie auf dem Linnen lagen, so dachte ich: „Ein klein Geschenk doch mußt du deinem Kinde geben!" Und ich malete auf seinem Bildnis ihm eine weiße Wasserlilie in die Hand, als sei es spielend damit eingeschlafen. Solcher Art Blumen gab es selten in der Gegend hier, und mocht' es also ein erwünschet Angebinde sein.

Endlich trieb mich der Hunger von der Arbeit auf, mein ermüdeter Leib verlangte Stärkung. Legete sonach den Pinsel und die Palette fort und ging über den Flur nach dem Zimmer, so der Prediger mir angewiesen hatte. Indem ich aber eintrat, wäre ich vor Überraschung bald zurückgewichen; denn Katharina stund mir gegenüber, zwar in schwarzen Trauerkleidern, und doch in all dem Zauberschein, so Glück und Liebe in eines Weibes Antlitz wirken mögen.

Ach, ich wußte es nur zu bald; was ich hier sahe, war nur ein Bildnis, das ich selber einst gemalet. Auch für dieses war also nicht mehr Raum in ihres Vaters Haus gewesen. — Aber wo war sie selber denn? Hatte man sie fortgebracht, oder hielt man sie auch hier gefangen? — Lang, gar lange sahe ich das Bildnis an; die alte Zeit stieg auf und quälete mein Herz. Endlich, da ich mußte, brach ich einen Bissen Brot und stürzete ein paar Gläser Wein hinab; dann ging ich zurück zu unserem toten Kinde.

Als ich drüben eingetreten und mich an die Arbeit setzen wollte, zeigete es sich, daß in dem kleinen Angesicht die Augenlider um ein weniges sich gehoben hatten. Da bückete ich mich hinab, im Wahne, ich möchte noch einmal meines Kindes Blick gewinnen; als aber die kalten Augensterne vor mir lagen, überlief mich Grausen; mir war, als sähe ich die Augen jener Ahne des Geschlechtes, als wollten sie noch hier aus unseres Kindes Leichenantlitz künden: „Mein Fluch hat doch euch beide eingeholet!" — Aber zugleich — ich hätte es um alle Welt nicht lassen können — umfing ich mit beiden Armen den kleinen blassen Leichnam und hob ihn auf an meine Brust und herzete unter bitteren Tränen zum ersten Male mein geliebtes Kind. „Nein, nein, mein armer Knabe, deine Seele, die gar den finstern Mann zur Liebe zwang, die blickte nicht aus solchen Augen; was hier herausschaut, ist allein noch der Tod. Nicht aus der Tiefe schreckbarer Vergangenheit ist es heraufgekommen; nichts anderes ist da als deines Vaters Schuld; sie hat uns alle in die schwarze Flut hinabgerissen."

Sorgsam legte ich dann wieder mein Kind in seine Kissen und drückte ihm sanft die beiden Augen zu. Dann tauchete ich meinen Pinsel in ein dunkles Rot und schrieb unten in den Schatten des Bildes die Buchstaben: C. P. A. S. Das sollte heißen: Culpa Patris Aquis Submersus, „Durch Vaters Schuld in der Flut versunken." — Und mit dem Schalle dieser Worte in meinem Ohre, die wie ein schneidend Schwert durch meine Seele fuhren, malete ich das Bild zu Ende.

Während meiner Arbeit hatte wiederum die Stille im Hause fortgedauert, nur in der letzten Stunde war abermalen durch die Tür, hinter welcher ich eine Schlafkammer vermutet hatte, ein leises Geräusch hereingedrungen. War Katharina dort, um ungesehen bei meinem schweren Werk mir nah zu sein? Ich konnte es nicht enträtseln.

Es war schon spät. Mein Bild war fertig, und ich wollte mich zum Gehen wenden; aber mir war, als müsse ich noch einen Abschied nehmen, ohne den ich nicht von hinnen könne. — So stand ich zögernd und schaute durch das Fenster auf die öden Felder draußen, wo schon die Dämmerung begunnte sich zu breiten; da öffnete sich vom Flur her die Tür, und der Prediger trat zu mir herein.

Er grüßte schweigend; dann mit gefalteten Händen blieb er stehen und betrachtete wechselnd das Antlitz auf dem Bilde und das des kleinen Leichnams vor ihm, als ob er sorgsame Vergleichung halte. Als aber seine Augen auf die Lilie in der gemalten Hand des Kindes fielen, hub er wie im Schmerze seine beiden Hände auf, und ich sahe, wie seinen Augen jählings ein reicher Tränenquell entstürzete.

Da streckte auch ich meine Arme nach dem Toten und rief überlaut: „Leb' wohl, mein Kind! O mein Johannes, lebe wohl!"

Doch in demselben Augenblicke vernahm ich leise Schritte in der Nebenkammer; es tastete wie mit kleinen Händen an der Tür; ich hörte deutlich meinen Namen rufen — oder war es der des toten Kindes? — Dann rauschte es wie von Frauenkleidern hinter der Türe nieder, und das Geräusch vom Falle eines Körpers wurde hörbar.

„Katharina!" rief ich. Und schon war ich hinzugesprungen und rüttelte an der Klinke der festverschlossenen Tür; da legte die Hand des Pastors sich auf meinen Arm. „Das

ist meines Amtes!“ sagte er. „Gehet hin! Aber gehet in Frieden; und möge Gott uns allen gnädig sein!“

Ich bin dann wirklich fortgegangen; ehe ich es selbst begriff, wanderte ich schon draußen auf der Heide auf dem Weg zur Stadt.

Noch einmal wandte ich mich um und schaute nach dem Dorf zurück, das nur noch wie Schatten aus dem Abenddunkel ragte. Dort lag mein totes Kind — Katharina — alles, alles! — Meine alte Wunde brannte mir in meiner Brust; und seltsam, was ich niemals hier vernommen, ich wurde plötzlich mir bewußt, daß ich vom fernen Strand die Brandung tosen hörete. Kein Mensch begegnete mir, keines Vogels Ruf vernahm ich; aber aus dem dumpfen Brausen des Meeres tönete es mir immerfort, gleich einem finsteren Wiegenliede: Aquis submersus — aquis submersus!

*

Hier endete die Handschrift.

Dessen Herr Johannes sich einstens im Vollgefühle seiner Kraft vermessen, daß er's wohl auch einmal in seiner Kunst den Größeren gleichzutun verhoffe, das sollten Worte bleiben, in die leere Luft gesprochen.

Sein Name gehört nicht zu denen, die genannt werden, kaum dürfte er in einem Künstlerlexikon zu finden sein; ja selbst in seiner engeren Heimat weiß niemand von einem Maler seines Namens. Des großen Lazarusbildes tut zwar noch die Chronik unserer Stadt Erwähnung, das Bild selbst aber ist zu Anfang dieses Jahrhunderts nach dem Abbruch unserer alten Kirche gleich den anderen Kunstschätzen derselben verschleudert und verschwunden.

Aquis submersus.

Herz und Angstempfindung.

Jeder, der einmal wirkliche Angst gehabt hat, weiß, daß es sich hierbei nicht um eine rein seelische Empfindung handelt, sondern daß das Angstgefühl auch das körperliche Befinden und besonders die Herztätigkeit beeinflußt. Nach einem Bericht über die jüngsten Untersuchungen von Braun in der „Wiener medizinischen Wochenschrift“ stehen Herz und Psyche des Menschen denn auch in innigem Zusammenhang, und die Beobachtungen zeigen immer wieder, daß „das wesentliche Merkmal der Herzpsyche die Angst ist“, die entweder nur als ängstliche Stimmung auftritt, manchmal aber auch ganz spezifische Empfindungen, Angstanfälle des Herzens hervorrufen kann. Man muß daher zwischen bloßer Angst und ausgesprochener Angstempfindung immer unterscheiden.

Die Angst kann unter Umständen das Geistesleben eines Menschen derart stören, daß sie schließlich seine Willenshandlungen vollständig beeinflußt. Dazu stellen sich körperliche Erscheinungen ein, wie Herzklopfen, Anfälle mit stark beschleunigter Herztätigkeit, Atemnot, Blässe, Kältegefühl, Zittern und Schweißausbruch, die alle deutlich beweisen, daß infolge der Angst auch die willkürliche Muskulatur versagt, während die Funktion der glatten Muskulatur hervortritt.

Was die Angstempfindung betrifft, so kann man sie geradezu als einen „spezifischen Sinn des Herzens“ ansehen, der an die speziellen Apparate des Herzens, die sensiblen Endorgane gebunden ist. Braun vergleicht sie deshalb mit der Hörempfindung im Ohr, ebenso wie mit der Empfindung des Lichtes und des Tastens im Auge und den sensiblen Hautorganen. Die Berechtigung dieser Annahme gründet sich vor allem auch darauf, daß die Angstempfindung am Herzen durchaus nicht immer gleichzeitig mit einer Schmerzempfindung auftritt, so daß z. B. die allergrößte Angst ohne jeden Herzschmerz empfunden werden kann. Die spezifische Tastempfindung der Haut unterscheidet sich aber, wie man weiß, ebenfalls von der Schmerzempfindung und hängt ihrerseits auch mit den spezifischen Endorganen zusammen. Wir empfinden also zunächst die Angst körperlich ebenso unwillkürlich, wie wir hören, sehen und das Tasten empfinden.

„Aus der Verbindung dieser primären spezifischen Empfindung mit charakteristischen Vorstellungsgruppen entsteht erst das, was gemeinhin als Angst bezeichnet wird, und was sich erst im Lauf der Generationen sekundär auf das ursprüngliche Angstempfinden aufgebaut hat.“ Wir haben hier jedenfalls ein höchst interessantes Grenzgebiet vor uns, auf dem sich die einzelnen Wissenszweige der inneren Medizin mit denen der Psychologie und Philosophie treffen und letzten Endes fest ineinander verflechten. Rein medizinisch kann die Angst mit ihren verschiedenen Empfindungen und Symptomen also ebensowenig beurteilt werden wie allein von der psychischen Basis aus.

Was heute das Heiraten in Deutschland kostet.

Über die Kosten einer Heiratsausstattung schreibt ein Fachmann:

Den Auftakt zu jeder jungen Ehe bildet die Anschaffung der Trauringe; sie kosten heute mindestens 6000 Mark. Es folgen dann die Ausgaben für die standesamtliche Trauung selbst: Fahrten, Blumen, eine kleine Festlichkeit usw. Bräutigam und Schwiegereltern werden also rund 10 000 Mark aus der Tasche hervorlangen müssen, um diese Vorbereitungen zu bestreiten. Nun geht es an die Beschaffung der Ausstattung. Ein ganz bescheidenes Schlafzimmer, zwei Betten mit Matratzen, zwei Nachttischen, einem Spiegelschrank, einer Waschtoilette mit Marmorplatte und zwei Stühlen kostet 65 000 Mark. Ein Wohnzimmer, bestehend aus einem Büfett, einer Anrichte, einem Tisch und sechs Stühlen, kostet ebenfalls 65 000 Mark. Eine Küche, bestehend aus einem Küchenspind, einem Anrichtetisch, einer Bank, einem Stuhl und einem Küchenrahmen, bekommt man bereits für 12 000 Mark. Die nackte Einrichtung, ohne Bilder, ohne Teppiche, ohne Gardinen, ohne Beleuchtungskörper, erfordert also bereits rund 145 000 Mark, das ist das Jahreseinkommen eines mittleren Beamten. Da der Mittelstand sein früheres Vermögen, bzw. die deponierte Mitgift gewöhnlich in mündelsicheren oder Staatspapieren angelegt hat, dürfte im günstigeren Fall ein in Friedenszeiten gutgestelltes Mädchen sein ganzes Vermögen für die bisher aufgezählten Sachwerte aufwenden müssen. Nun gilt es, die Wohnung doch einigermaßen auszubauen. Eine ganz bescheidene Krone kostet heute mindestens 3000 Mark. Ein Teppich für das Wohnzimmer und zwei Bettvorleger erfordern eine Aufwendung von 15 000 Mark. Wir wollen annehmen, daß die Mutter die Gardinen aus alten Beständen hergeben kann. Dagegen wird es ihr nicht möglich sein, das Küchenmaterial zur Verfügung zu stellen. Erforderlich sind ein Service für sechs Personen, fünf Kochtöpfe, zwei Bratpfannen, ein Wasserkessel, Siebe, Salz- und Mehltonnen, eine Kaffeemühle usw. Ein Tafelservice, weiß, einfach, für sechs Personen kostet 9800 Mark. Ein Kaffeeservice für ebensoviele Personen kostet 900 Mark. Ein Satz Kochtöpfe in billigster Ausführung 1200 Mark, eine Pfanne 400 Mark. Es wird besonders im Winter nicht immer möglich sein, sich in der Badestube zu waschen. Man wird sich daher ein Waschgeschirr anschaffen müssen, das heute auch rund 1000 Mark erfordert. Das junge Heim will gesäubert und gekehrt sein; ein Stubenbesen kostet heute 400 bis 500 Mark. Ein Handfeger 150 Mark. Hierzu kommen Schrubber, Aufwischlappen, Putzmaterial, kurz, man wird auch hier auf den ersten Hieb 1000 Mark ausgeben müssen. Nun hat man immer noch nicht das Material für die große und kleine Wäsche. Eine Garnitur, bestehend aus Zuber, Faß, Leine, Klammern und Korb kostet 10 000 Mark. Bügeleisen und Brett 2000 Mark.

Hier wollen wir innehalten und feststellen, daß man zunächst als erstmalige Aufwendung ohne Wäsche und ohne die geringste Berücksichtigung der laufenden Ausgaben in den von uns gezeichneten dürftigen Ausmaßen rund eine Viertelmillion in der Tasche haben muß. Wer hat das wohl von den heute heiratenden Paaren? Sicherlich die wenigsten. Man spart die Möbel, indem man möbliert wohnt, man sucht sich das Inventar aus allen möglichen Restbeständen und verstaubten Winkeln zusammen und fristet damit vorläufig ein kümmerliches Dasein, das nur durch den Glanz des jungen Glücks verklärt wird.

Ausländer-Trinkgelder und Kellnerverdienste in Berlin.

Es gibt in Berlin — so berichtet das „Berliner Tageblatt“ — eine Kategorie von Mitbürgern, die, ohne Valuta- oder andere Schieber zu sein, aus dem Sturz der Mark Nutzen ziehen. Nämlich die Kellner gewisser Lokale, in denen es auf das Geld nicht allzusehr anzukommen pflegt. In den Kabaretten, den Bars und Tanzlokalen, auch in den großen Cafés, besonders aber in bestimmten Hotels in der Gegend der Linden, des Potsdamer Platzes und des Kurfürstendammes sitzen Abend für Abend zahllose Fremde, für die das deutsche Geld kaum eine Rolle spielt. Sie zahlen dem Kellner die zehn Prozent ihrer vielfach sehr hohen Zeche, ohne es zu ahnen, denn sie sind über dieses Prozentsystem meist gar nicht unterrichtet. So geben sie fast ausnahmslos darüber hinaus ein der Rechnung ihrer Ansicht nach entsprechendes Trinkgeld. Soweit sie noch in einem Stadium der Nüchternheit sind, das eine einigermaßen zutreffende „Ansicht“ von den umgebenden Menschen

und Dingen und von der Höhe und Korrektheit ihrer Rechnung zuläßt. Diese Ansicht weist auch dann manche nicht nur dem Charakter, sondern auch der Volkszugehörigkeit entsprechende Verschiedenheiten auf. Die Franzosen stehen auch bei nicht nationalistisch gesinnten Kellnern in dem schlechtesten Rufe. Sie werden gemeinhin als „Knicker“ bezeichnet, weil sie von den Ausländern die kleinsten Trinkgelder geben. Einige Engländer eifern ihnen darin nach, vielleicht in der Erinnerung an ihren „großen“ König Eduard VII., der bekanntlich, wenn er im Ausland weilte, mehr den Spieltisch oder die Chambre separées mit seiner Gegenwart beehrte als die freie Natur, und für die weiblichen Objekte seiner königlichen Launen so viel Geld ausgab, daß für das Bedienungspersonal nichts mehr übrig blieb. Die Kellner, die in dem von ihm alljährlich besuchten Marienbad die Ehre hatten, für die Abnahme seiner umfangreichen Leiblichkeit zu sorgen, wissen von seinem Geiz ein Liedchen zu singen. Für die sieben oder acht Kavaliere seiner Tafelrunde gab es zusammen regelmäßig 200 Gulden Trinkgeld. Dafür wurden ein Dutzend Kellner die halbe oder auch die ganze Nacht in Bewegung gehalten. Dagegen sind gemeinhin die wirklichen Kavaliere vom englischen Hochadel ausgezeichnete Trinkgeldgeber.

In Lokalen, in denen hauptsächlich oder ausschließlich Sekt getrunken wird und viele Ausländer verkehren, sind naturgemäß die Trinkgeldeinnahmen der Kellner sehr erheblich. Die von ihnen vereinnahmten zehn Prozent fließen gewöhnlich in eine gemeinsame Kasse und werden unter alle Kellner gleichmäßig verteilt. Das Küchen- und sonstige Personal bezieht feste Entlohnung und ist an den Trinkgeldern nicht beteiligt. Was der Kellner über die zehn Prozent hinaus an Trinkgeldern empfängt, muß ihm natürlich verbleiben, schon weil diese Sondereinnahmen sich nicht kontrollieren lassen. Es gibt auch große Lokale in Berlin, in denen die gemeinsame Kasse nicht eingeführt worden ist. So herrscht in einem großen Café am Potsdamer Platz die Gepflogenheit, daß jeder Kellner seine Zehnprozent-Einnahme sowohl wie die überschießenden Trinkgelder für sich behält. Der Ausgleich wird hier dadurch hergestellt, daß täglich die Reviere gewechselt werden und jeder Kellner stets einmal an jedes Revier gelangt. Das übrige wird seiner persönlichen Tüchtigkeit überlassen, die gerade im Kellnergewerbe eine große Rolle spielt. Der Gast hat im allgemeinen keine Ahnung davon, daß ihm der Kellner manches „anzudrehen“ verstanden hat, was schließlich seine Rechnung erheblich über diejenigen Grenzen hinaus anschwellen ließ, die er seiner Vergnügungssucht für diesen Abend gesteckt hatte. Er schreibt bei der Rückschau im stillen Kämmerlein alles seinem Leichtsinn zu, während ein nicht unwesentlicher Teil davon auf das Konto der Intelligenz des Kellners gehörte. Wenn die Lustigkeit ins Orgiastische ausartet, dann feiert manchmal auch diese Intelligenz Triumphe besonderer Art. Triumphe durch Abwesenheit offenbar, da dann auch der Kellner nicht mehr ganz Herr seiner Sinne ist und sich nicht unbedeutend verrechnet. Sein Glück will es, daß dies immer zu seinen Gunsten aus.fällt. Das soll manchmal vorkommen, ist dann aber stets Schuld des Gastes.

In einem großen Café dieser Art wird die Tageseinnahme eines Kellners aus den zehn Prozent auf etwa 600 Mark, das überschießende Sondertrinkgeld auf 25 Prozent dieser Summe, der Gesamttagesverdienst auf etwa 750 Mark berechnet. In Weinlokalen und Hotels stellen sich diese Einkünfte vielfach bedeutend höher.

Bunte Chronik

*** Die langlebigsten Berufe.** Den Einfluß der Berufstätigkeit auf die Lebensdauer hat Professor Winkler in den „Fortschritten der Medizin“ behandelt. Danach erfreuen sich der langlebigsten Berufe die Landwirte und die Geistesarbeiter, unter den letzteren vor allem die Philosophen, Mathematiker, Redner und Künstler. Auch Diplomaten erreichen oft ein sehr hohes Alter. Unter den akademischen Berufen ist derjenige mit der kürzesten Lebensdauer der der Ärzte. Die sehr große Arbeitszeit, die hohe Verantwortlichkeit, die oft gestörte Nachtruhe dieses Standes sind die Ursachen eines verhältnismäßig frühen Todes. Unter den Handwerkern ist das des Tischlers am langlebigsten. Eine mittlere Stellung nehmen unter den Gewerben die Bäcker, Fleischer, Maurer, Schneider und Schuhmacher ein. Weniger gesund sind die Berufe der Steinhauer, Bergleute, Färber, Maler, und die kürzeste Lebensdauer haben die Bierbrauer, Fuhrleute, Wirts- und Gasthausbediensteten, weil sie den Gefahren des Alkohols am meisten ausgesetzt sind.

*

** Die neue Fassung. In der Schule hat der Lehrer für den deutschen Aufsatz das zeitgemäße Thema gestellt: „Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert!“* Darauf gibt Moritzchen folgenden Aufsatz ab: Sehr geehrter Herr Lehrer! Leider ist Ihnen mit dem Aufsatz ein Irrtum unterlaufen. Was ist heute ein Pfennig? Ein Kupferpfennig, wie meine Mutter noch zwei Stück hat, ist in unserer gesegneten Papierzeit rund drei Mark wert, also ausgerechnet einen Taler. Wenn Sie vom Pfennig reden wollen, wie in dem schönen Sprichwort, dann müssen Sie immer nur Mark sagen. Die ist ja doch längst keinen Pfennig mehr wert. Da nun ein Papiertaler gerade so viel wert ist, wie ein Pfennig, muß es heißen: „Wer die Mark nicht ehrt, ist des Pfennigs nicht wert.“

*

*** Ein trauriges Streiflicht.** Man blättert nicht unbelohnt in den Anzeigen von Filmfachzeitschriften. So erfährt man, wie wenig ernst viele Menschen ihr Leben nehmen, wie sie sich dem Sensationsteufel, der leider noch immer in tollen Sprüngen den Film umtanzt, geradezu in den Rachen werfen. Damit fällt nicht nur ein trauriges Streiflicht auf gewisse Auswüchse des Films im besonderen, sondern auch auf unsere wenig erfreuliche Gegenwart überhaupt. Man konnte kürzlich in einer Fachzeitschrift eine sehr bezeichnende Anpreisung lesen: Das Inserat lautete: Ehemaliger Kampfflieger, der sich durch Unerschrockenheit und turnerische Gewandtheit auszeichnet, führt sensationelle, nervenkitzelnde Leistungen am Flugzeug (Sprünge über tote und bewegliche Gegenstände, Kirchturmkuppeln, fahrende Eisenbahnzüge, von Flugzeug zu Flugzeug), die den Clou von Detektivfilmen usw. bilden, jederzeit aus. Auto- und Motorradfahrer. Anfragen mit Rückporto . . . usw.

*

*** Sein Geburtstag.** Vor einem kleinen Amtsgericht — der Name des Ortes sei diskret verschwiegen — verteidigte dieser Tage ein Rechtsanwalt einen jungen Mann, der wegen Einbruchs unter Anklage stand; er stammte aus einer alten Verbrecherfamilie. Der Verteidiger, der hiervon keine Ahnung hatte, wollte natürlich ein günstiges Urteil erzielen. Er appellierte an das Gefühl und gab eine rührende Schilderung, wie die armen Eltern angstvoll den Sohn zu seinem bevorstehenden Geburtstage herbeisehnten und nur darauf warteten, ihm zu verzeihen und ihn zu segnen. Der Verteidiger beendete seine Rede mit den Worten: „Können die Herren Geschworenen es wirklich übers Herz bringen, die armen Eltern und den noch bemitleidenswürdigeren Sohn um die berechtigte Geburtstagsfreude zu bringen?“ Der Gerichtshof zog sich zurück und verurteilte den Angeklagten, trotz der Verteidigungsrede, zu längerer Freiheitsstrafe. Als der Richter das Urteil verkündigte, fügte er hinzu: „Die rührenden Worte des Herrn Verteidigers sind nicht ohne Einfluß auf den Beschluß des Gerichtshofes geblieben; der Angeklagte und jetzt Verurteilte soll in dasselbe Gefängnis abgeführt werden, in dem gegenwärtig sein Vater und seine Mutter sitzen, damit er seinen Geburtstag unter demselben Dach verbringen kann, wie seine Angehörigen.“ Der Herr Verteidiger soll ein langes Gesicht gemacht haben.

Kleine Rundschau-Ecke

*** In der Fremde.** Ein Berliner hielt sich zum Vergnügen in Paris auf und besichtigte die Sehenswürdigkeiten. Eines Tages hatte er sich verirrt und fand nicht wieder ins Hotel zurück. Unterwegs bot er seine ganzen Sprachkenntnisse auf, um von Vorübergehenden den Weg zu erkundigen, doch die Franzosen schienen ihre eigene Sprache nicht zu verstehen. Endlich in halber Verzweiflung verfiel er auf einen Ausweg: er riß ein Blatt aus seinem Notizbuch, schrieb den Namen seines Hotels darauf und wies ihn mit stummem Gruß dem nächsten Vorübergehenden vor. Dieser blickte ihn mitleidig an, winkte ihm und schritt ihm voran. Nachdem der Weg die beiden schweigenden Passanten durch einige Straßen und Gäßchen geführt hatte, sah der Verirrte plötzlich sein Hotel vor sich. In der Freude seines Herzens vergaß er alle Sprachunterschiede und sagte auf deutsch zu seinem Helfer: „Herzlichen Dank! Sie haben mir einen großen Gefallen getan!“ Der andere starrte ihn in hellem Staunen an und platzte dann heraus: „Sie Dussel, warum haben Sie nich eher jeredet? Ick dachte, Sie wären taubstumm!“ —

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg